

MIT IHREM KULTURPREIS ehrt die Stadt Bayreuth in diesem Jahr Regionalkantor Christoph Krückl (57). Seit über 30 Jahren sitzt Krückl auf der Orgelbank der Schlosskirche – längst nicht nur bei Gottesdiensten, sondern auch bei einer Vielzahl von Konzerten. Auch deshalb, weil ihm das Bayreuther Pflaster sonst selbst ein wenig zu karg wäre.



„Normalerweise bekommen diese städtischen Kulturpreise ja Maler und Fotografen“ – Christoph Krückl, beinahe direkt an seinem Arbeitsplatz in der Schlosskirche, vis-à-vis zum Markgräflichen Opernhaus (im Hintergrund).
Foto: Harbach

„Man muss schon dranbleiben“

Kulturpreisträger Christoph Krückl über den Wert der Kirchenmusik, die Lage der Kultur in Bayreuth und die Lust an der Konsequenz

BAYREUTH

Herr Krückl, herzlichen Glückwunsch zum Kulturpreis der Stadt Bayreuth. Hat Sie die Ehrung – nach 30 Jahren als Kirchenmusiker in Bayreuth – überrascht?

Krückl: Ja, der Preis hat mich überrascht. Solche kommunalen Kulturpreise bekommen sonst ja meistens Maler, Fotografen oder Vereine. Die Auszeichnung freut mich natürlich persönlich, aber auch als Kirchenmusiker. Von der Öffentlichkeit wird Kirchenmusik ja immer eher stiefmütterlich gesehen – dabei ist sie, wenn man ehrlich ist, im weitesten Sinne ja die Mutter der Musik.

Finden Sie, dass Kirchenmusik auch in Bayreuth stiefmütterlich behandelt wird?

Krückl: Vielleicht ist „behandelt“ der falsche Ausdruck, aber: In der Wahrnehmung der Öffentlichkeit reduziert sich unsere Arbeit auf eine Handvoll große Konzerte im Jahr. Dabei gibt es übers Jahr doch allerhand zu tun – mit Weihnachten und Ostern, dem Advent und der Fastenzeit als Hochsaison. Gerade jetzt beginnt wieder eine heiße Phase. Und dummerweise fallen diese Stoßzeiten auch immer in die Ferien. Ich sage immer, man könnte in der Osterwoche nach Mallorca fliegen und hätte dort problemlos einen sehr guten Chor beieinander. Es ist ja nicht so, dass ich das nicht verstehe – ich würde das manchmal ja auch gern machen.

Als Sie vor gut 30 Jahren nach Bayreuth kamen: In welcher Situation war die Bayreuther Kirchenmusik damals?

Krückl: Ich war überrascht, dass die eine oder andere Position im Konzertkalender gar nicht besetzt war. Matineen zum Beispiel. Aus meiner Regensburger Zeit kannte ich die Museumskonzerte, immer sonntags um zwölf. Ich bin damit dann auf den Samstag gegangen, wegen terminlichen Überschneidungen. Ich bin ja ziemlich neugierig und musikalisch nicht festgefahren; mit der Zeit bin ich mit immer mehr Leuten ins Gespräch gekommen, und es hat sich einiges ergeben: Adventsmusiken, Neujahrskonzerte; irgendwann haben wir

die Orgelnacht ausprobiert, zusammen mit dem Kollegen Richard Lah. Ich habe das alles einfach immer weiterverfolgt.

Das ist recht bescheiden formuliert. Man könnte auch sagen: Sie sorgen für die Qualität, und Sie tragen sie nach außen. Sind das die Eigenschaften, die einen guten Kirchenmusiker ausmachen?

„Man sollte die Gottesdienstbesucher nicht unterschätzen.“

Krückl: Das Bild des Kirchenmusikers hat sich enorm gewandelt. Ich kann da mehr für die katholische Kirche sprechen, aber – früher hat man seine Gottesdienste gespielt und seinen Chor geleitet, und damit hatte man schon genug zu tun. Jetzt, da die Gottesdienste immer schlechter besucht sind, hat man auch noch eine andere Aufgabe: zu helfen, das Kirchenjahr zu strukturieren und besondere Termine markant zu besetzen. Man soll nicht nur in der Kirche wirken, sondern auch in der Öffentlichkeit. Dabei wird man natürlich leicht zum Hanskasper in allen Gassen – und wenn man sich die Kirchenmusikstellen ansieht, die ausgeschrieben sind, dann werden da keine authentischen Figuren mehr gesucht, sondern panoptische Typen, die alles bedienen sollen. Das geht dann natürlich auf die Qualität. Man kann sich auf das, was man kann, nur noch schwer konzentrieren.

Erinnern Sie sich noch an den Tag, als Sie nach Bayreuth kamen?

Krückl: Ja, das weiß ich schon noch.

Woran genau erinnern Sie sich?

Krückl: Ich wollte wieder weg, wenn Sie das meinen (lacht) Naja, es war hier schon ein karges Pflaster. Ich habe mir schwergetan am Anfang, und wir haben nach drei Jahren wirklich überlegt, wieder wegzugehen. Dann habe ich begonnen, mein Feld zu beackern – und dann hat es mir auch bald Spaß gemacht. Heute könnten wir uns gar nicht mehr vorstellen, Bayreuth zu verlassen. Ich habe viele Freunde gewonnen, gerade in der Mu-

sikszene. In dieser Gemengelage kann man sich schon wohlfühlen.

Bayreuth war ein karges Pflaster, sagen Sie – inwiefern?

Krückl: Es gab damals die Kulturfreunde, den Philharmonischen Chor, die Festspiele – und sonst war wenig los. Ich erinnere mich noch an meinen Chor: Man hatte das Gefühl, der Bayreuther wird ab Juni ein bisschen brünnig und fiebert auf die Festspielzeit hin, und im September liegt er erschossen darnieder und ist von den Festspielen erschöpft. Na, und dann kommt der Winter.

Die Stadt ehrt Sie – unter anderem – für mehr als 300 Konzerte, die Sie in Bayreuth gespielt und geleitet haben. Gibt es – über die Jahrzehnte – einen großen programmatischen Ansatz? Oder entscheiden Sie aus dem Bauch heraus, was Sie aufführen wollen?

Krückl: Die Dinge, die man gern machen möchte, sind nicht immer auch die Dinge, die jeden interessieren. Ich denke da an zeitgenössische Musik, ernsthafte moderne Musik – das interessiert nicht jeden, und deshalb ist der Organisationsaufwand bei diesen Projekten schier unerschöpflich. Aber natürlich sage ich trotzdem manchmal: Das interessiert mich jetzt, also mache ich es. Interessanterweise ziehen diese Konzerte dann oft Massen an Zuhörern an. Das kann man vorher nie wissen.

Zum Beispiel?

Krückl: Ich denke da an unsere „Via Crucis“ im Liszt-Jahr. Das war ja wirklich harte Kost. Überall steht ganz groß „Franz Liszt“, die Leute erwarten den europäischen Klaviervirtuosen, und dann kommt diese sehr introvertierte, sparsame Kirchenmusik. Dass da wirklich Leute kamen, die neugierig und auch irgendwie angerührt waren, die eben wirklich begriffen haben, worum es ging: Das hat mich überrascht und auch fasziniert. Deshalb ist es wichtig, in diesem Punkt konsequent zu sein. In einer Stadt wie Bayreuth müssen die Leute spüren: Da ist jemand, der immer wieder mal was Neues ausprobiert, und das regelmäßig. Dann gehen sie vielleicht auch mal hin. Ich habe viel ausprobiert; viele Dinge, die ich mit Herzblut gemacht haben, ha-

ben nicht funktioniert. Es ist aber auch ein Vorteil, wenn man ein Feld über lange Jahre beackern kann. Wenn man nur einmal vorbeigeht, Dünger hinwirft und meint, jetzt müsste alles von selbst wachsen – das ist schwierig. Man muss es einfach dauerhaft machen, immer, immer wieder etwas Neues probieren. Dann bleibt mit Sicherheit in der Öffentlichkeit etwas hängen.

Seit einigen Jahren nennt sich Bayreuth offiziell Kulturstadt. Sie müssen es wissen: Ist Bayreuth eine Kulturstadt?

Krückl: Das würde ich nicht so sagen. Bayreuth selbst bietet wahnsinnig viel Kultur – aber nur, weil es ein paar wenige Menschen gibt, die sehr viel Kultur anbieten. Da sind Viktor Lukas, Helmut Bieler, Udo Schmidt-Steingraeber, Karla Fohrbeck – oder eben auch der Krückl. Ich hatte ja auch keinen Etat oder ein Büro oder ein Management. Mich hat das einfach interessiert, das Feld lag ein bisschen brach, also haben wir angefangen, Dinge auszuprobieren. Es war nie die Stadt. Es waren immer die Menschen. Von städtisch-administrativer Seite wird das gefördert – aber sonst kommt da nicht viel.

Sie spielen ja aber nicht nur Konzerte – sondern nach wie vor auch Gottesdienste.

Krückl: Ja, und ich möchte das auch nicht missen. Bis vor kurzem habe ich sonntags drei Gottesdienste gespielt. Ich bin um 8 Uhr morgens angetreten und um 12 Uhr mittags heimgegangen.

Ist das für Sie Arbeit? Und wenn nicht – was dann?

Krückl: Die Arbeit ist immer die Vorbereitung. Irgendwann bringt man es ja auf den Punkt – was nichts über den Punkt selber sagt, der kann gut oder schlecht sein, aber irgendwann gilt's. So sage ich es auch dem Chor. Irgendwann müssen wir uns hinstellen, und dann muss der Zuhörer das Gefühl haben, wir haben uns damit auseinandergesetzt. Auch wenn wir dann mit der Intonation völlig untergehen oder jemand in eine Pause hineinsingt. Das kann immer passieren. Und das ist auch im Gottesdienst so: Wenn Sie in der Liturgie anständig improvisieren wollen und am Ende noch ein schönes Literaturstück spielen wollen,

dann müssen Sie sich vorbereiten. Alles andere ist eher Verbrauch an Zeit (lacht). Ich habe diese Sonntagvormittage immer sehr genossen. Auch wenn die Nacht vorher manchmal kurz war. Ich finde, man sollte die Gottesdienstbesucher nicht unterschätzen. Die haben es zu schätzen gelernt, dass da oben nicht jemand sitzt, der bequem vor sich hintrötet. Sondern, jemand, der auch Lust hat auf das, was

Die Leute müssen spüren: Da ist jemand, der etwas Neues ausprobiert, und zwar immer wieder. Dann gehen sie vielleicht auch mal hin.

er macht. Dienst nach Vorschrift wäre kein Problem, ich hätte ein total leichtes Leben (lacht). Das alles, was ich hier kulturell mache, mache ich ja nebenbei.

Müssen Sie noch üben?

Krückl: Ja sicher, wahrscheinlich mehr als jeder Konzertorganist. Und ich komme trotzdem nie auf sein Niveau – weil ein Konzertorganist nichts anderes macht. Ich zwingt mich zum Üben, indem ich mir einen Termin mit einem Programm setze. Und dann muss ich das auf den Punkt bringen.

Wann üben Sie? Morgens? Abends?

Krückl: Immer zu spät (lacht). Meist abends in der Kirche. Wenn die Festspielzeit bevorsteht oder ein Orgelkonzert, dann sitze ich schon häufiger und auch regelmäßiger am Instrument als sonst. Wenn ich wüsste, dass ich in vierzehn Tagen ein Orgelkonzert hätte, säße ich sicher jeden Tag am Instrument, mindestens jeden zweiten. Dann aber auch zwei Stunden oder drei. Man muss schon dranbleiben.

Das Interview führte Florian Zinnecker.

Christoph Krückl, 57, wurde in Hinterschmiding (Landkreis Freyung-Grafenau) geboren. Nach dem Studium der Kirchenmusik und einer ersten hauptamtlichen Stelle in Würzburg kam Krückl 1980 als Regionalkantor nach Bayreuth.